

WALLY LAMB

*Die Stunde, in der ich
zu glauben begann*

Aus dem Englischen
von Charlotte Breuer
und Norbert Möllemann

P e n d o München und Zürich

Mehr über unsere Autoren und Bücher:
www.pendo.de

Die Originalausgabe erschien 2008 unter dem Titel
»The Hour I First Believed« bei HarperCollins, New York, NY, USA.



ISBN 978-3-86612-206-2

Copyright © 2008 by Wally Lamb

Copyright für die deutsche Ausgabe:

© Piper Verlag GmbH, München 2008

Lektorat: Julia Eisele und Kerstin von Dobschütz
Satz: Satz für Satz, Barbara Reischmann, Leutkirch
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany

Ich rief immer wieder zu Hause an, ging im Haus auf und ab, versuchte es bei Freunden und Kollegen, versuchte es wieder zu Hause. Ich verfluchte mich dafür, dass ich ihr kürzlich erklärt hatte, wir bräuchten keine Handys. Als das Telefon klingelte, stürzte ich mich darauf. »Maureen?«

Aber es war Alphonse. Er hatte gerade im Radio davon gehört. »Ich kann sie nicht erreichen!«, schrie ich. »Ich versuche es seit über einer Stunde! Sobald ich unsere Nummer zur Hälfte gewählt hab, kommt das Besetztzeichen!«

»Okay, immer mit der Ruhe, Quirks. Was brauchst du?«

»Ich will ihre Stimme hören. Ich will sie sehen.«

Zehn Minuten später war er auf der Farm. Er fuhr mich zum Flughafen in Bradley, besorgte mir ein Ticket nach Denver mit Zwischenlandung in Chicago, begleitete mich zum Flugsteig und wartete mit mir zusammen. Es war sieben Uhr abends – fünf Uhr in Colorado. Sechs Stunden waren vergangen, seitdem sie das Feuer eröffnet hatten.

So viel wusste ich: Es gab Tote vor und in dem Schulgebäude, einige Schwerverletzte wurden von Notärzten behandelt, es waren Sprengsätze explodiert, die Schützen – angeblich Schüler – hatten aus der Bibliothek auf die Polizei geschossen. Immer wieder sah ich die Bilder vor mir, die ich im Fernsehen gesehen hatte, ehe wir zum Flughafen aufgebrochen waren: Columbine-Schüler, einige davon mir bekannt, strömten mit den Händen auf dem Kopf wie gefangene Kriminelle aus der Schule. Schüler sollten das getan haben? Das wollte mir nicht in den Kopf.

»Immer noch nichts?«, fragte Alphonse. Ich schüttelte den Kopf und gab ihm sein Handy zurück. »Die Bibliothek liegt im ersten Stock«, sagte ich. »Und der Sani-Raum, wo sie arbeitet, ist im Erdgeschoss, in einem anderen Teil des Gebäudes. Also war sie wahrscheinlich nicht in der Nähe, als die Schießerei losging. Richtig?«

»Richtig«, sagte er.

»Hab ich das schon mal gesagt?«

»Ja. Hey, weißt du was, Caelum? Was hältst du davon, wenn ich dir ein Sandwich besorge oder so was? Denn um die Zeit kriegst du im Flugzeug wahrscheinlich bloß eine Cola und ein Tütchen Erdnüsse.«

»Salzbrezeln«, sagte ich.

»Hä?«

»Die verteilen keine Erdnüsse mehr, sondern Salzbrezeln.«

Bei den meisten Krankenhäusern war besetzt, aber als ich die Nummer des Swedish Medical Center wählte, hörte ich erst einen Moment lang gar nichts, bis es wie durch ein Wunder tatsächlich klingelte.

Die Frau in der Telefonzentrale stellte mich zur Sprecherin eines Krisenteams durch, die anfangs höflich war, dann jedoch ziemlich ungehalten wurde. »Okay, hören Sie«, sagte ich. »Ich verstehe, dass Sie noch keine Namen rausgeben dürfen. Das sehe ich ein. Aber *ich* sage Ihnen den Namen *meiner Frau*. Sie brauchen nur in Ihrer Liste nachzusehen oder auf Ihrem Monitor oder wo auch immer und mir zu sagen, dass der Name dort *nicht* steht.« Sie hielt mir einen Vortrag über ihre Vorschriften, und wir diskutierten noch eine Weile, aber sie ließ sich nicht erweichen. Mit dem Fingernagel drückte ich auf die kleine »Anruf beenden«-Taste und gab Alphonse das Handy zurück.

Er verschränkte immer wieder die Finger und ließ seine Knöchel knacken. »Bist du sicher, dass du nichts essen willst, Quirky? Wie wär's mit einem Hotdog?«

»Was ist mit dem Wagen, den ich gemietet hab?«, fragte ich.

»Was ist damit?«

»Ich hab ihn nicht zurückgegeben.«

Er starrte mich ungläubig an, dann langte er in seine Tasche und brachte die Papiere und den Schlüssel zum Vorschein, die ich ihm gegeben hatte. »Darüber hatten wir doch geredet, Erinnerst du dich? Ich fahre ihn morgen Mittag hierher und lass mich von einem meiner Angestellten abholen.«

Ich nickte. »Das wusste ich schon, oder?«

Er nickte. »Soll ich dir ein paar Schokoriegel besorgen?«

»Alphonse, ich kann jetzt nichts essen, okay?«, fauchte ich. »Mir dreht sich der Magen um.« Während wir einander gegenüber saßen, fiel mir plötzlich auf, dass er noch seine Bäckerklamotten anhatte: schwarz-weiß karierte Hose, Mama-Mia-T-Shirt, bekleckerte Schürze. Er hatte Mehl in den Augenbrauen und dunkle Ränder unter den Augen. »Danke, Mann«, sagte ich.

»Wofür?«

»Dafür, dass du mich hergefahren und dafür gesorgt hast, dass ich nicht durchdrehe.«

»Hä? Hast du nicht dasselbe für mich getan, als mein Bruder im Krankenhaus lag?« Ich nickte. Sah Rocco in seinem Krankenhausbett vor mir. In seinem Sarg, den Red-Sox-Button am Revers, den Rosenkranz zwischen den Fingern.

Der Flug nach Chicago war quälend ereignislos. Der Platz neben mir blieb frei – zum Glück – aber einfach angeschnallt dazusitzen und darauf zu warten, dass die Zeit verging und das Flugzeug zur Landung ansetzte, war die Hölle. Ich musste an jenen anderen Abend denken, den schlimmsten Abend unserer Ehe, als ich Maureen wegen Paul Hay zur Rede gestellt und ihr das Handgelenk verdreht hatte und sie vor mir geflüchtet war und auf der vereisten Straße den Wagen zu Schrott gefahren hatte. Sie hätte an jenem Abend ums Leben kommen können ... *Nicht* gegenlenken. Das wusste sie, aber in ihrer Panik hatte sie das Lenkrad herumgerissen und war gegen den Baum geknallt. »Es war wie in Zeitlupe«,

sagte sie später. So fühlte ich mich auf dem Flug nach Denver: als würde ich in Zeitlupe auf etwas zuschlitern und auf den Aufprall warten.

Ich sah aus dem Fenster ins Nichts. Überflog die Gesichter im Bordmagazin. Ich dachte daran, wie verdreht die Situation war: Normalerweise geht der, der in ein Flugzeug steigt, ein Risiko ein und nicht der, der zu Hause bleibt. Ich schrieb ihren Namen an den Rand der Zeitschrift: *Maureen, Maureen, Maureen* ... Mir war nie bewusst gewesen, wie sehr ich sie liebte. Wie sehr ich sie brauchte. Wie sinnlos mein Leben sein würde, wenn sie tot wäre.

In der Wartehalle am Flugsteig G-16 hing ein Fernseher. Die Sprecherin von CNN sagte gerade, die Schüsse seien womöglich von Schülern abgegeben worden, die zu einer Gruppe gehörten, die sich die Trenchcoat-Mafia nannte. Ich schüttelte den Kopf. Diese Trenchcoat-Mafia-Typen hatten im vergangenen Jahr die Schule abgeschlossen. Außerdem waren das Ironiker gewesen, keine Killer. Was zum Teufel war da los? Die Jahrbuchfotos von Eric Harris und Dylan Klebold erschienen auf dem Bildschirm. »Wir möchten noch einmal betonen, dass es sich um die *mutmaßlichen* Täter handelt«, sagte die Sprecherin. »Wir wissen allerdings, dass Polizisten vom Jefferson County Sheriff's Office sich mit Durchsuchungsbefehlen Einlass in die Elternhäuser der beiden Schüler verschafft haben, und es heißt, dass sich die Leichen von Klebold und Harris unter denen in der Bibliothek befanden, was allerdings von der Polizei noch nicht bestätigt wurde. Zumindest gelten sie als die Hauptverdächtigen.«

Meine Gedanken rasten. Blackjack Pizza, die Party, *Sieg heil!* ...

Ich spürte, dass die Leute um mich herum zu mir herüberschauten, ehe mir klar wurde, warum. Dann hörte ich ein Stöhnen und merkte, dass es von mir kam.

Die acht oder neun Autos, die in der Einfahrt zur Schule standen, waren kreuz und quer geparkt, einige auf dem Gehweg, eins war einfach mitten auf der Straße stehen gelassen worden. Wahrscheinlich waren Eltern hergekommen, aus ihren Wagen gesprungen und in die Schule gerannt, um nach ihren Kindern zu sehen. Am Eingang stand ein Polizist. »Kann ich Ihnen helfen, Sir?«

Ich sei fort gewesen, stieß ich atemlos hervor, ich sei auf der Suche nach meiner Frau.

»Sind Sie der Vater eines der Schüler der Columbine High, Sir?«

»Nein, ich bin dort Lehrer«, sagte ich. »Meine Frau arbeitet an der Columbine High als Krankenschwester. Wissen Sie, ob irgendwo in der Nähe der Sanitätsstation Schüsse gefallen sind?«

Er sagte, er habe alle möglichen Gerüchte darüber gehört, wo überall die Schützen in der Schule herumgelaufen waren, aber bisher gebe es nicht mehr als das: Gerüchte. Er ließ sich meinen Führerschein zeigen und notierte sich die Informationen auf einem Klemmbrett. »Das war ein Tollhaus hier«, sagte er. »Jetzt ist es ruhiger. Eigentlich zu ruhig. Für die Angehörigen, die immer noch warten, sieht es schlecht aus. Elf oder zwölf werden immer noch vermisst, und in der Schule liegen Leichen, es geht also jetzt darum, die zu identifizieren. Natürlich kann es sein, dass ein paar Kids noch auftauchen. Wenn man dasitzt und wartet, muss man sich wohl an irgendeinen Strohalm klammern, nicht? Haben Sie Kinder?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Ich auch nicht. Meine Frau und ich haben uns immer Kinder gewünscht, aber es kamen einfach keine. Sie können jetzt reingehen. Sie sind alle in der Turnhalle, ganz am Ende des Korridors, am Schaukasten vorbei. An der Wand hängen Listen.«

»Listen?«

»Mit den Namen der Überlebenden.«

Ängstlich ging ich den Flur hinunter, immer langsamer, je näher ich zur Turnhalle kam. Lass sie da sein, lass sie da sein. Lass sie auf der Liste stehen ...

Sie saß ganz allein da, im Schneidersitz auf einer Matte, eine Decke um die Schultern, vor sich einen Stapel Styroporbecher. »Hey«,

sagte ich. Sie blickte zu mir hoch, zuerst waren ihre Augen ausdruckslos, als hätte sie mich nicht erkannt. Dann verkrampfte sich ihr Gesicht. Ich ging auf die Knie und nahm sie in die Arme. Wiegte sie hin und her, hin und her. Sie war da, nicht tot, nicht angeschossen. Ihr Haar roch nach Rauch und ganz leicht nach Benzin. Ihr ganzer Körper zuckte von ihren Schluchzern. Sie weinte, bis alle Kraft aus ihr gewichen war.

»Ich hab dir eine Nachricht hinterlassen«, sagte sie. »Auf dem Holz im Schrank.«

»Welcher Schrank, Mo? Ich weiß nicht ...«

»Velvet ist tot.«

Zuerst begriff ich nicht. »Velvet?« Dann erinnerte ich mich: Sie war an dem Morgen mit Maureen verabredet gewesen, um über ihre Wiederaufnahme an der Schule zu sprechen.

»Ich wollte dich anrufen, wollte hören, wie es dir ging. Dann gab es plötzlich eine Explosion, und die ganze Bibliothek ...«

»O Gott! Du warst in der Bibliothek?«

Sie zuckte zusammen. Ballte die Hände zu Fäusten. »Eben war die Gerichtsmedizinerin hier«, sagte sie. »Sie hat Formblätter verteilt. Sie wollte Namen und Adressen, Beschreibungen der Kleidung, besondere Kennzeichen, ob sie einen Führerschein hatten. Wegen der Fingerabdrücke, nehme ich an.« Ihr Bürstenhaarschnitt, dachte ich. Ihre Tätowierung. »Sie meinte, sie würde vielleicht auch Zahnarztunterlagen brauchen. Und als sie die Zahnarztunterlagen erwähnte, da wussten wir Bescheid.«

»Ihr wusstet Bescheid?«

»Dass sie tot sind. Und ich konnte nicht mal ... Ich konnte nicht ...« Sie fing wieder an zu weinen. »Sie hat mich Mom genannt, und ich konnte denen noch nicht mal ihre Adresse geben.«

»Komm«, sagte ich. »Ich bringe dich nach Hause.«

»Ich kann jetzt nicht nach Hause gehen!«, fauchte sie. »Ich bin ihre Mom!«

Ich öffnete den Mund, um ihr zu widersprechen, dann machte ich ihn wieder zu. Ich nahm ihre Hände und drückte sie. Sie erwiderte den Händedruck nicht.

Kurz darauf betrat ein Mann mittleren Alters mit einem langen Schnurrbart die Turnhalle. »Das ist der Bezirksstaatsanwalt«, sagte Maureen. »Er war eben schon mal hier, mit der Gerichtsmedizinerin.« Er stieg auf die Bühne, und alle Anwesenden, etwa dreißig oder vierzig Personen, näherten sich ihm.

Er sagte, er wisse, dass das Warten die Hölle sei – er habe großes Mitgefühl mit uns allen, denn er habe selbst Kinder im Teenageralter. Aber er müsse uns leider mitteilen, dass das Gebäude aus Sicherheitsgründen abgeriegelt worden sei und dass man die erschöpften Ermittlungsteams nach Hause geschickt habe, damit sie ein paar Stunden schlafen könnten. »Um sechs Uhr dreißig werden die Arbeiten wieder aufgenommen«, sagte er. »Dann werden wir mit der Identifizierung der ...«

»Das kann doch nicht wahr sein!«, rief jemand. »Unsere Kinder sind da drin!«

»Das weiß ich, Sir, aber in der Schule befinden sich immer noch Sprengsätze. Wie viele es sind und wo sie liegen, wissen wir noch nicht. Gerade eben ist eine Bombe explodiert, als die Techniker sie aus dem Gebäude entfernen wollten. Nein, es wurde niemand verletzt, aber es war für uns alle ein sehr langer, sehr schwieriger Tag. Die Nerven der Leute liegen blank, und sie sind völlig erschöpft. Wir wollen nicht, dass es durch Übermüdung zu weiteren Katastrophen kommt.«

»Ich muss zu meiner Tochter«, jammerte eine Frau. »Ob sie tot ist oder lebt, sie muss wissen, dass sie da nicht allein ist.«

»Ich kann Sie verstehen, Ma'am, aber das gesamte Gebäude ist als Tatort zu sichern«, sagte der Staatsanwalt. »Beweismittel müssen gesammelt und gekennzeichnet werden, wir müssen uns an die Vorschriften halten. Opfer müssen identifiziert werden, die Leichen müssen in die Pathologie gebracht und obduziert werden, ehe wir sie freigeben können.«

»Beweismittel interessieren uns nicht!«, schrie ein Mann. »Wir wollen unsere Kinder da rausholen, verdammt! Und kommen Sie uns nicht mit so einem Scheiß, dass Sie auch Kinder haben, denn Ihre Kinder sind jetzt zu Hause, während unsere ...« Ihm ver-

sagte die Stimme, und sein Schluchzen hallte in der riesigen Halle wider.

Eine Frau erklärte wütend, sie werde die Hoffnung nicht aufgeben, bis sie die Leiche ihres Sohnes gesehen habe. Sie riet uns allen, auf ein Wunder zu hoffen. Niemand reagierte darauf. Jemand wollte wissen, wann die Namen der Toten bekannt gegeben würden.

»Sobald die zwölf Toten in der Bibliothek von der Gerichtsmedizinerin zweifelsfrei identifiziert worden sind«, sagte der Staatsanwalt.

»Gehören die zwei Scheißkerle, die das getan haben, auch zu den Toten?«

Der Staatsanwalt nickte. »Ich schätze, dass wir bis morgen Mittag über die vollständige Liste verfügen. Natürlich werden wir Ihnen die Namen nennen, ehe wir sie an die Presse geben. Und wo wir schon mal beim Thema sind, möchte ich Sie darauf hinweisen, dass es weder in Ihrem noch im Interesse Ihrer Kinder wäre, zum jetzigen Zeitpunkt mit der Presse zu sprechen. Sie dürfen gern die Nacht hier verbringen, und wenn Sie sich dafür entscheiden, werden die freiwilligen Helfer sich gewiss so gut wie möglich um Sie kümmern. Aber da wir frühestens am späten Vormittag mit weiteren Informationen rechnen können, würde ich Ihnen allen raten, nach Hause zu gehen, zu beten, falls Ihnen das hilft, und ein paar Stunden zu schlafen. Ich werde morgen Mittag wieder hierherkommen, und ich denke, ich kann Ihnen versprechen, dass ich die Namen bis dahin habe ...« Ihm versagte die Stimme, und er hatte Mühe, seine Beherrschung wiederzufinden. »Ich verspreche Ihnen ... Ich verspreche Ihnen ... dass wir Ihre Kinder behandeln werden, als wären sie unsere eigenen.«

Maureen sank in meine Arme. »Bring mich nach Hause«, sagte sie.

Es war eine grauenhafte Nacht. Sie ging von Zimmer zu Zimmer, weinte, verfluchte die Mörder. Sie könne noch nicht darüber spre-

chen, sagte sie, aber sie sehe die Bilder immer und immer wieder vor sich. Ich fragte mich, was sie sah, drängte sie jedoch nicht. Als wir uns ins Bett legten, wollte sie das Licht anlassen. Immer wieder fuhr sie plötzlich hoch. »Was war das?«

Irgendwann zwischen drei und vier überredete ich sie, ein Glas Wein zu trinken und ein paar Tylenol zu schlucken. Das half, aber sie schlief unruhig. Sie zuckte immer wieder zusammen und wimmerte vor sich hin. Schließlich schlief ich auch ein und erwachte am frühen Morgen aus einem bleischweren Schlaf. Die Stelle neben mir im Bett war leer. Ich fand Maureen schlafend auf dem Boden, zwischen den Hunden. Ihre linke Hand, die auf Sophies Rumpf lag, hob und senkte sich mit jedem Atemzug der Hündin.

Ich schaffte es, ein bisschen zu frühstücken – eine halbe Scheibe Toastbrot, eine halbe Tasse Kaffee. Dann ließ ich für Mo ein heißes Bad einlaufen. Sie wollte, dass ich bei ihr im Bad blieb, aber als ich einen Waschlappen nahm und ihr den Rücken einseifen wollte, wick sie vor mir zurück. »Rühr mich nicht an!«, fauchte sie. Dann entschuldigte sie sich.

»Soll ich rausgehen?«

»Nein, bleib hier. Ich will nur nicht, dass du mich anfasst.«

Also blieb ich sitzen und sah ihr zu, wie sie sich wusch. Sah zu, wie sie wieder in das eintauchte, was sie am Tag zuvor erlebt hatte. Sah, wie ihr Zittern sich auf das Badewasser übertrug.

In den Nachrichten wurde bekannt gegeben, dass Dave Sanders gestorben war. Als er auf dem Korridor versucht hatte, Schüler in Sicherheit zu bringen, war er angeschossen worden, hatte sich in einen Klassenraum geschleppt, wo er hingeschlagen und in den Stunden, die das SWAT-Team gebraucht hatte, um in die Schule einzudringen, verblutet war. Ich musste mich irgendwie abreagieren, aber Mo beobachtete mich. Sie hatte schon genug durchgemacht und konnte es sicherlich nicht gebrauchen, dass ich vor ihren Augen wegen Dave in Tränen ausbrach. »Ich gehe mit den Hunden raus«, sagte ich, während ich die beiden mit der Fußspitze anstieß, um sie zu wecken.

Ich ging im Garten herum und weinte um Dave – dachte daran, wie oft wir gemeinsam zu Mittag gegessen oder die Pausenaufsicht geführt hatten. Wir hatten uns während meines ersten Jahrs an der Columbine High angefreundet – er war einer der wenigen gewesen, der sich für mich, den Neuankömmling, interessiert hatte. Ich hatte angefangen, zu den Basketballspielen der Mädchen zu gehen und bei innerschulischen Wettkämpfen die Stoppuhr für ihn zu bedienen. Er war ein guter Trainer – einer, der den Mädchen dazu verhalf, aus ihren Fehlern zu lernen. Ich dachte an die scheußliche, orangene Krawatte, die er bei Wettkämpfen trug, um seine Mädchen anzufeuern. Es war typisch für ihn, dass er, als die Schießerei losging, versucht hatte, die Kinder in Sicherheit zu bringen, anstatt als Erstes seine eigene Haut zu retten ... Maureen stand am Küchenfenster und beobachtete mich. Ich biss mir auf die Lippe. Pfiff nach den Hunden und balgte ein bisschen mit ihnen, als sie angerannt kamen. Ich hatte kein Recht auf diese Spielerei und kein Recht, vor Maureens Augen zu weinen.

Als ich wieder reinging, fragte sie mich, ob Dave Sanders Kinder hätte.

»Töchter«, sagte ich. »Und Enkelkinder, glaub ich. Die sind noch ganz klein.«

Sie nickte. »*Ich* hätte sterben sollen«, sagte sie. »Nicht er.«

»Sag so was nicht.«

»Warum nicht? Ich bin schließlich keine Mutter. Ich bin entbehrlich.«

»Weißt du was?«, sagte ich. »Bis gestern ist mir, glaub ich, nie so richtig klar gewesen, wie beschissen mein Leben ohne dich wäre. Ich hatte solche Angst, Mo. Du bist *nicht* entbehrlich. *Ich* brauche dich.«

Ich breitete die Arme aus, aber anstatt zu mir zu kommen, setzte sie sich auf einen Küchenhocker und starrte mit undurchdringlicher Miene ins Nichts. »In dem Sommer, als ich elf Jahre alt war«, sagte sie, »der Sommer, nachdem mein Vater ausgezogen war, da hatte ich eine Freundin, Francine Peccini. Sie hat mich eingeladen, mit ihr zu dem Kloster zu gehen, wo ihre Familie zum

Gottesdienst ging. Sie gehörten einer Kirche an, die sich Church of the Divine Savior nannte. Ihre Mutter war Pfarrhelferin, und Francine ging morgens immer ins Kloster, um dort zu helfen. Staubwischen, Geschirrspülen, Wäsche falten. Und eines Tages hat sie mich gefragt, ob ich Lust hätte mitzukommen. Meine Mutter hatte nie viel übrig für Katholiken, aber sie hatte den Kopf voll mit ihrer Trennung und meinte, ich solle ruhig mitgehen ... Und ich mochte die Nonnen. Sie waren nett und irgendwie geheimnisvoll. Mittags haben wir Pause gemacht und mit ihnen zusammen gegessen. Und nach dem Mittagessen haben wir mit ihnen den Rosenkranz gebetet. Anfangs kannte ich den Text des Ave Maria nicht, aber nach all den Wiederholungen hatte ich ihn schließlich raus ... Und am Nachmittag sind wir zu Francine nach Hause gegangen und haben oben in ihrem Zimmer Nonnen gespielt. Barmherzige Schwestern. Wir haben uns Badetücher als Schleier über den Kopf gelegt und sie an Kartonstreifen festgetackert, die wir uns ausgeschnitten hatten. Wie heißen diese steifen Dinger noch, die die Nonnen um ihr Gesicht tragen?«

»Weihel«, antwortete ich. Warum erzählte sie mir das alles?

Sie nickte. »Weihel. Und am Wochenende, wenn mein Vater mich mit seinem Auto abholte, hab ich unterwegs die ganze Zeit leise gebetet: *Gegrüßet seist du, Maria, voll der Gnade, der Herr ist mit dir* ... Und abends, wenn er dann in mein Zimmer kam und ... und ... da hab ich es auch gebetet, immer wieder, bis er fertig war, aufstand und ging ... Und gestern, als ich dachte, diese Jungs könnten mich finden und töten, hab ich auch immer und immer wieder das Ave Maria aufgesagt. Plötzlich hatte ich den Text wieder im Kopf, wie ich ihn damals mit elf Jahren gelernt hatte. ›Gegrüßet seist du, Maria, voll der Gnade. Der Herr ist mit dir. Du bist gebenedeit unter den Weibern und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes, Jesus. Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns Sünder, jetzt und in der Stunde unseres Todes.‹ ... Okay, es ist so weit, dachte ich, jetzt ist die Stunde meines Todes gekommen, denn sie werden mich finden, und dann werden sie mich töten. Und da bin ich auf die Idee gekommen, dir eine Nachricht zu hinterlassen,

Caelum. An der Innenwand des Schrankes, in dem ich mich versteckt hatte. Ich hab es geschafft, den Stift aus meiner Tasche zu ziehen, ohne an die Tür zu stoßen, und ich hab im Dunkeln geschrieben, die Hand zwischen die Knie geklemmt ... Und die ganze Zeit hab ich gedacht, sie werden mich finden und erschießen, und später wird jemand meine Leiche finden und ... und Caelum wird leiden und um mich trauern, und dann wird er sein Leben weiterleben. Jemand anders kennenlernen, wieder heiraten. Und Sophie und Chet werden alt werden und sterben. Und dann wird Caelum auch alt werden, und vielleicht wird er sterben, ohne je zu erfahren, dass ich ihm eine Nachricht hinterlassen habe.«

Sollte ich zu ihr hingehen? Sie in die Arme nehmen? Ich wusste einfach nicht, *was* sie brauchte. »Was hast du denn geschrieben, Mo?«, fragte ich.

Sie schaute mich an, als hätte sie vergessen, dass ich da war. »Was?«

»Was hast du geschrieben? Welche Nachricht hast du mir hinterlassen?«

»Dass ich dich mehr liebe, als ich je einen Menschen in meinem Leben geliebt habe, und dass ich hoffe, du würdest mir meine Fehler verzeihen können ... Und dass ich hoffe, dass du, falls Velvet überlebt und ich nicht, ihr auch verzeihen könntest, was sie dir angetan hat, und dass du dich um sie kümmerst. Dafür sorgst, dass es ihr gut geht.«

* * *

Mehrere hundert Trauernde hatten sich versammelt – Schüler, Lehrer, bleiche Eltern. Ich entdeckte Jon und Jay, die beiden Lehrer, die Schulhofaufsicht gehabt und von draußen die Schüsse gehört hatten. Und Dave Sanders dabei unterstützt hatten, Kids aus der Cafeteria herauszuholen und in Sicherheit zu bringen. In der Menge sah ich Mrs. Jett, die im Arrestraum die Aufsicht führte, und Henry Blakely, den Geschichtslehrer, der während unseres Gesprächs über Velvet schnaubend das Zimmer verlassen hatte. Als ich hinter Henry vorbeiging, hörte ich, wie er jemandem erzählte, dass er vorgehabt hatte, in ein paar Jahren in den Ruhestand zu gehen, aber dass er nach dem, was jetzt vorgefallen war, seinen Job womöglich gleich »an den Nagel hängen würde«.

Mo und ich sprachen mit Jennifer Kirby, Andys Frau. Andy lag zu Hause mit Migräne im Bett, die am Morgen angefangen hatte und den ganzen Tag nicht weggegangen war. »Und ich habe gehört, was *dir* passiert ist, Maureen, mein Gott. Wie geht es dir?«

Mo suchte die Menge mit den Augen ab und schien die Frage nicht zu hören.

»Maureen?«, sagte ich.

»Ja?«

»Jen hat gefragt, wie es dir geht.«

»Mir?« Sie sah erst mich, dann Jennifer an. »Mir geht's gut. Warum?«

Jemand hatte ein selbstentworfenen Plakat an einen Baum genagelt, das in farbenfroher Blockschrift verkündete: »Columbine Is LOVE!!« Am Fuß des Baums hatten Schüler Zeichen ihrer Anteilnahme abgelegt: in Cellophan gewickelte Blumensträuße aus dem Supermarkt, handgeschriebene Gedichte auf aus Spiralheften gerissenen Seiten, Sportjacken, Teddybären, in Klarsichthüllen verpackte Schnappschüsse. Fotokopierte Fotos von den Toten, mit Heftzwecken am Baumstamm befestigt, flatterten im feuchten, kühlen Wind. Am Tag davor war das Wetter frühlingshaft gewe-

sen. So schön, dass man ohne Jacke nach draußen gehen konnte. Aber jetzt war wieder Winter.

Maureen umarmte einige von ihren Stammkunden aus der Sanitätsstation. Die Bedürftigen waren jetzt wahrscheinlich noch bedürftiger denn je – ohne Rücksicht darauf, was *sie* durchgemacht hatte. Sie würden Mo völlig in Beschlag nehmen, wenn sie nicht aufpasste. Zu meiner Überraschung wurde ich auch umarmt – von Schülern, denen ich gute Noten gegeben hatte, von Schülern, die in einem meiner Kurse durchgefallen waren, von Schülern, an deren Namen ich mich nicht mal erinnerte. Sie umarmten mich lange – viel länger, als mir angenehm war. Okay, das reicht, versuchte mein Körper ihnen zu sagen, aber keiner schien mich loslassen zu wollen.

Als es dunkel wurde, ging eine weißhaarige Frau, die zu alt war, um die Mutter eines Schülers zu sein, durch die Menge und verteilte aus einem Karton Kerzen an die Leute. Dünne weiße Wachskerzen mit kleinen Pappschürzen, die das Wachs auffangen sollten. »Zündet eure Kerzen an und gebt die Flamme weiter!«, rief sie. »Unser Herr und Erlöser Jesus Christus möchte, dass wir einander aus der Dunkelheit hinausführen!«

Ich sah, wie Maureen und die drei oder vier Schüler, die um sie herumstanden, Kerzen entgegennahmen. Ein großer, dünner Junge in ausgebeulten Jeans zündete seine mit einem Feuerzeug an, dann wanderte die Flamme von Docht zu Docht. Vielleicht gab es tatsächlich so etwas wie die »Macht des Gebets«, dachte ich flüchtig, vielleicht auch nicht. Aber diese weißhaarige Frau, die unter den an der Seele Verwundeten für ihren Gott warb, ging mir auf die Nerven. Und als sie mit einer Kerze auf mich zukam, schüttelte ich den Kopf.

»Bestimmt nicht?«, fragte sie. »Lieber eine Kerze anzünden als die Dunkelheit verfluchen.« Sie hatte eine großmütterliche Art, aber in ihren Augen funkelte es wie damals in den Augen meiner Mutter, als ich mich eines Sonntagmorgens geweigert hatte, ins Auto zu steigen und mit ihr zur Messe zu fahren. Ich war vierzehn und hatte ihre ganze Frömmerei satt. »Weil ich *Atheist* bin«, hatte

ich gesagt, obwohl das gar nicht stimmte, und sie hatte ausgeholt und mir eine Ohrfeige verpasst, die Jahre später, als ich schon längst in Littleton wohnte, immer noch brannte. Die Kerze schwebte zwischen der Frau und mir. Ich hielt ihrem Blick stand.

»Wie Sie wollen«, sagte sie und ging weiter. Ich drehte mich nach Mo um. Umringt von den Schülern schien sie vollkommen anderswo zu sein.

»Hey«, sagte ich und trat auf sie zu. Als ich den Arm um ihre Schultern legte, spürte ich, wie sehr sie zitterte.

»Wir sind hier nicht sicher«, flüsterte sie.

»Was?«

»Sie sind hier.«

Sie? »Meinst du Velvet?«

Sie schüttelte den Kopf. »Ihre Komplizen.«

»Baby, die Polizei hat gesagt, sie *könnten* Komplizen gehabt haben, aber wahrscheinlich gab es keine. Sie sind dabei, diese Möglichkeit auszuschließen.«

»Sie sind hier«, wiederholte sie. »Sie bereiten sich darauf vor, die Sache zu Ende zu bringen.« Bis wir am Auto ankamen, hatte der Schneeregen aufgehört, und es hatte angefangen zu schneien.

Die Hunde begrüßten uns schwanzwedelnd an der Tür. Das rote Lämpchen an unserem Anrufbeantworter blinkte. Ich holte tief Luft, dann drückte ich auf den Knopf.

Hallo, ihr beiden, hier ist Alphonse. Ich hab alles über die Columbine High auf CNN verfolgt. Himmelherrgott, das waren ja wirklich zwei kranke Arschlöcher. Ups, entschuldigt meine Ausdrucksweise. Haltet die Ohren steif, ihr beiden. Ich melde mich später wieder.

»Sie wird anrufen, Maureen«, sagte ich. »Ich wette, wir hören morgen von ihr.«

»Ich gehe ins Bett«, sagte sie.

Ich ließ die Hunde rein, füllte ein großes Glas mit Rotwein und brachte es ihr ans Bett. Reichte ihr zwei Tylenol. Sie schluckte die Tabletten mit etwas Rotwein herunter. Sie hatte sich ins Bett gelegt, ohne sich auszuziehen.

»Heute Nacht kann ich bestimmt nicht schlafen«, sagte sie.

»Möchtest du noch eine Tylenol?«

»Ich glaube, drei sind zu viel«, sagte sie und trank noch einen großen Schluck Wein. »Also gut. Es kann nicht schaden.«

Zehn Minuten später schlief sie tief und fest.

Da ich keinen Schlaf finden konnte, ging ich wieder nach unten. Ich schenkte mir ein Glas Wein ein und wanderte im Dunkeln von Zimmer zu Zimmer. An der Tür zu meinem Arbeitszimmer schaltete ich das Licht an und betrachtete den Krempel auf meinem Schreibtisch – vorbereitete Hamlet-Tests für meine Zwölftklässler, eine Anthologie amerikanischer Literatur, aufgeschlagen bei dem Kapitel über Robert Frost, ein Stapel Aufsätze von meinen Zehntklässlern, die ich noch korrigieren und benoten musste. Das alles erschien mir auf einmal völlig belanglos und nebensächlich: all die Fleißarbeit, die meine Schüler und ich geleistet hatten in den letzten Tagen, bevor die beiden das Feuer eröffneten.

Ich blätterte die Aufsätze durch. Einige waren auf einem Laserdrucker ausgedruckt worden und steckten in bunten Plastikhüllen, andere waren einfach nur mit Heftklammern zusammengetackert. Ich hatte ihnen die Themenwahl freigestellt, und sie hatten sich alles Mögliche ausgedacht. *Glaube und Riten des Wicca-Kults, Anorexie bei Teenagern, Bill Gates, Schwarze Löcher*. Ich nahm den letzten Aufsatz in die Hand und las den ersten Satz: »Ein Schwarzes Loch ist ein Objekt, an dessen Oberfläche die Schwerkraft so stark ist, dass nichts dieses Objekt verlassen kann – noch nicht einmal Licht.«

Irgendwann zwischen zwei und drei trank ich mein Weinglas aus und wankte nach oben. Die Hunde lagen auf dem Boden an Maurens Seite des Betts und schliefen. Ich ging noch mal pinkeln, kroch unter die Decke, dann merkte ich, dass ich das Licht im Bad angelassen hatte. Aber anstatt aufzustehen und es auszuschalten,

dachte ich über die Frau im Clement Park nach, die mit den Kerzen. Ich konnte mich nicht mehr an ihr Gesicht erinnern – ich hatte sie in Barbara Bush verwandelt. Wenn meine Mutter noch lebte, wäre sie inzwischen auch weißhaarig.

Du warst nicht dabei, hatte Maureen zu mir gesagt, und es stimmte. Ich mochte noch so viel Angst um sie gehabt haben, der endlose Flug von Connecticut mochte noch so ein Albtraum für mich gewesen sein – *sie* hatte in einem stockdunklen Schrank gekauert und die Todesschreie mitanhören müssen, während sie darauf wartete, dass sie auch sie fanden und töteten. Ich hatte *keine Ahnung*, was für ein Gefühl das war. Und ich wollte es auch nicht wissen. Sie hatte immer und immer wieder das *Gegrüßet seist du, Maria* gebetet, hatte sie mir erzählt – *Bete für uns Sünder, jetzt und in der Stunde unseres Todes* –, und war später wie ein Neugeborenes aus diesem Schrank gekrochen, aus dem Dunkel ins Licht und in das Chaos, das die beiden angerichtet hatten. Aber sie hatte überlebt. Sie lag neben mir und atmete. Ein und aus, ein und aus.

Wie aus dem Nichts kamen meine Schluchzer, und ich verkrampfte meinen ganzen Körper bei dem Versuch, sie zu unterdrücken. Wenn das Bett wackelte, würde sie aufwachen, und im Moment brauchte sie nichts so dringend wie Schlaf. Nachdem ich mich einigermaßen wieder im Griff hatte, stützte ich mich auf den Ellbogen und rückte ein bisschen näher an sie heran. Im Licht, das aus der Badezimmertür fiel, sah ich ihr beim Schlafen zu.

Sie seufzte ein paarmal, wimmerte leise. Ich beugte mich vor und hauchte ihr einen Kuss auf die Wange. Ihre Augen bewegten sich hektisch unter den Lidern ... Steh auf, sagte ich mir immer wieder. Mach das Licht aus. Im Dunkeln wird sie besser schlafen. Aber ich tat es nicht. Döste ein, wachte wieder auf, döste wieder ein.

Scheiß drauf, dachte ich, wandeln wir eben im Licht.

* * *

Es war Brian Anderson gewesen, ein Elftklässler an der Columbine High, der sich wegen der Kreuze an Greg Zanis gewandt hatte. Zanis, ein Tischler aus Illinois, hatte es sich zur Lebensaufgabe gemacht, Kreuze zur Erinnerung an Mordopfer zu bauen und aufzustellen. Entweder das Schicksal oder der Zufall oder die Hand Gottes hatten Brian Anderson am Tag der Schießerei zweimal das Leben gerettet – einmal am Seiteneingang, als Eric Harris auf ihn und Patti Nielson geschossen hatte, die Lehrerin, die gerade die Aufsicht auf dem Korridor führte, und wenige Minuten später ein weiteres Mal in der Bibliothek, als Brian und Patti, beide von Sprengsatzsplittern verwundet, um ihr Leben gerannt waren. Zanis versprach Brian, er würde kommen. Wenige Tage später setzte er sich mit seinem Sohn ins Auto und fuhr die sechzehnstündige Strecke nach Littleton. Brian erwartete sie auf dem Rebellenhügel. Ohne großes Brimborium und ohne die Medien zu benachrichtigen, errichteten sie die Kreuze – und zwar nicht dreizehn, sondern fünfzehn. Dann stiegen Zanis und sein Sohn wieder in ihren Pickup und fuhren zurück nach Hause.

Am nächsten Morgen verkündete die Schlagzeile der *Rocky Mountain News*: »Vater fällt Mörderkreuze«. Die Journalisten hatten Zanis interviewt, den pressscheuen Tischler. Er sagte, er habe auch für Dylan und Eric Kreuze aufgestellt, weil sie ebenfalls Angehörige hätten – Eltern, die litten und um ihre toten Kinder trauerten, egal, was sie getan hatten. Aber Danny Rohrboughs Vater wollte nichts davon wissen. Zusammen mit dem Großvater und dem Stiefvater seines ermordeten Sohnes war er auf den Rebellenhügel gestiegen, hatte die Kreuze der Mörder mit der Axt abgehackt und fortgeschafft. »Ich hab sie an einen passenderen Ort gebracht«, lautete sein Kommentar.

»Hast du das gesehen?«, fragte ich und hielt den Artikel hoch.

Maureen betrachtete die Seite mit zusammengekniffenen Augen. Verließ die Küche und ging nach oben. Sie hatte zwei- oder dreimal in einen Muffin gebissen, ein bisschen Saft getrunken und

eine Ampulle Boost geleert. Am Nachmittag zuvor hatte sie bei Dr. Cid angerufen, wo sich nur der Anrufbeantworter gemeldet hatte. »Nein, keine Nachricht«, hatte ich sie sagen hören.

Ich las den Artikel zu Ende. Blieb noch eine Weile am Tisch sitzen und fragte mich, ob die Harris' und die Klebolds ihn auch gelesen hatten. So schlimm, wie es für die anderen Eltern sein mochte, für sie musste es der reinste Albtraum sein.

Ach ja? Dann hätten sie vielleicht besser darauf achten sollen, was ihre Kinder so trieben. Es muss doch jede Menge Warnsignale gegeben haben.

Aber hatte Zanis nicht recht? Waren Eric und Dylan nicht auch Opfer?

Von?

Geisteskrankheit? Videospiele? Wer sollte das wissen. Und ehrlich gesagt, wir hatten tatsächlich oft genug weggesehen, wenn Schüler schikaniert worden waren. Hatten es durchgehen lassen, wenn die Sportasse sich in der Warteschlange in der Cafeteria vordrängten. Hatten den Klugscheißern auf dem Korridor böse Blicke zugeworfen, ohne wirklich einzugreifen. Man kann sich nicht auf jeden Konflikt einlassen, hatte ich mir früher immer gesagt. Du bist Lehrer, kein Wachmann. Aber vielleicht ...

Blödsinn. Du hast es selbst gesagt: Überall werden Kinder gehänselt. Aber die meisten kommen deswegen noch lange nicht mit Schrotflinten und Sprengsätzen in die Schule.

Ich weiß nicht. Aber vielleicht ... wenn Schmetterlingsflügel die Luft aufwirbeln und am anderen Ende der Welt einen Tornado auslösen können, dann könnte vielleicht eine Tracht Prügel oder eine Kränkung durch einen Vorschullehrer oder etwas, das ein Großvater unbedacht gesagt hat, etwas in Bewegung setzen. Die Zeit überdauern und ...

Und was?

Ein Massaker auslösen.

Dann sind sie also aus dem Schneider? Harris und Klebold und ihre Eltern? Es war einfach unabwendbar? Das Chaos ist schuld? Das ist doch kompletter Schwachsinn. Und wenn ich

mich recht erinnere: Hat dieser Arsch im Flugzeug nicht behauptet, Chaos würde Leben hervorbringen? Erzähl das mal den Eltern der Schüler, die von ihnen getötet wurden. Erzähl es der Witwe von Dave Sanders. Sag es ihr da oben! Denn wenn sie nie darüber wekommt, dann haben sie auch ihr Leben zerstört. Oder nicht? Statt die beiden in Schutz zu nehmen, hättest du vielleicht lieber mit einem Hammer auf den Rebellenhügel stürmen und dabei helfen sollen, die beiden Kreuze umzuhauen. Es ist ja schließlich nicht so, als wüsstest du nicht mit einem Hammer zuzuschlagen.

Ich stand vom Tisch auf. Brachte die Zeitung ins Arbeitszimmer und legte sie oben auf den Stapel. Zeitungen, Zeitschriftenartikel, Computerausdrucke: Ich wusste nicht mal genau, warum ich das alles aufhob. Vielleicht würde ich irgendwann den ganzen Krempel durchsehen, und es würde sich irgendein Sinn ergeben. Vielleicht auch nicht. Vielleicht sollte ich das ganze Papier einfach nach draußen tragen und ein Streichholz dranhaltend. Zusehen, wie all die Bilder und Worte in Flammen aufgingen.